

Die Neue Welt

Nr. 45

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1898

Zwei Menschen.

Roman von H. Fried-Schweygen.

(Fortsetzung.)

„Gnädlich seid Ihr auch da!“ rief Bergsjot und strich ihr durch den Luftzug gelockertes Haar von der weißen Stirn zurück. Sie bot mit den frischen, rosigen Wangen und dem trostigen kleinen Mund, aus dem die blendend weißen Zähne lachend hervorschimmerten, einen köstlichen Anblick der Kraft und Gesundheit. Jetzt glitt sie dicht an die Mauer heran und fügte neckisch hinzu: „Ist das eine Art, sich so exklusiv zu verhalten? Man könnte glauben, Sie hätten sich gestern erst verlobt.“

Da kam Arne Bing auch heruntergestuft. Er wollte Bergsjot den kühnen Schwung nachmachen, verlor aber dabei das Gleichgewicht. Zweimal drehte er sich um seine Axt, dann rollte er in den Schnee. Bergsjot lachte und überschüttete den Gefallenen noch zum Ueberflus mit Schnee. Darauf wandte sie sich wieder an Agestin und Ragnhild. „Nun, was haben Sie zu Ihrer Entschuldigung anzuführen?“

„Wir haben sehr ernste Dinge zu verhandeln gehabt.“

„Jawohl, solche Dinge müßten eigentlich immer ernst genommen werden. Nicht wahr, Herr Bing?“ Er hört nicht, der Unglückliche, er hat beide Ohren voll Schnee bekommen. „Hören Sie nicht? Sie nehmen solche Dinge wohl nie so ernst, oder wie?“

Arne Bing, der bis jetzt eifrig bemüht war, seine Knochen zusammen zu raffen, kam jetzt, nachdem ihm dies einigermaßen gelungen war, näher.

„Von was für Dingen reden Sie da, die ernst genommen werden müssen?“

„Von den ernstesten aller Dinge — von der Liebe!“

„Ach, gehen Sie, wie können Sie mir mit der Liebe kommen in einem Augenblick, wo durch die heftigste Rotation die Zentrifugalkraft all mein Blut aus dem Herzen in die äußerste Peripherie getrieben hat! Warten Sie, bis wir in der warmen Stube da oben bei einem Glas Wein zusammen sitzen. Da wollen wir wieder von der Liebe reden.“

„Wie einst im Mai . . . Nicht wahr? . . . Nein, wenn Sie jetzt wollen, nachher will ich nicht!“ Mit übermüthigen Schlägen slog sie an ihm vorüber, die Anhöhe empor, und nach wenigen Minuten schloß sie wieder wie ein Pfeil an den Anderen vorbei.

Jetzt wurde eine tiefe Schelle unten im Walde hörbar, eine hellere mischte ihren Klang hinein, und bald tauchte hinter dem schneebedeckten Berggründen ein nickender Pferdekopf hervor. Ihm folgte ein dampfender Rumpf und ein Schlitten — dann noch ein nickender Kopf und noch ein Schlitten. Schließlich erschien auch die kleine gelbe Mähre mit dem Ehepaar Dewre . . .

„Ah! — Ist das schön, in eine warme Stube zu kommen!“ Babbu hauchte in ihre kaltgefrorenen

Hände und stampfte mit den Füßen. Nein, war das eine Thierquälerei, so lange im Schlitten zu sitzen und sich von einem armen Miethsgaul den Berg empor ziehen zu lassen, gerade als ob man nicht selbst Beine hätte! Das thäte sie auch nie wieder, sie hatte während der ganzen Zeit die Anderen beneidet, und dazu kam noch, daß ihr Adolph in seinem Wolfspelz so dick war, daß sie ganz platt gequetscht wurde. . . . Jetzt sollte das Essen aber schmecken! . . . Zwei Zimmer sind für sie reservirt. Frau Babbu geht in das Wohnzimmer, um die Anrichtung zu mustern. Das Menu wird untersucht und findet ihren Beifall. Die Beine? Narenthaler — sehr gut! Margeaux? Oh! Geht wohl an. Die Hauptsache ist der Champagner. Da kommt der Kellner mit einem Eiskübel. Sie hebt die Flasche vorsichtig empor und untersucht mit Kennerblick die Marke. Ueber ihr Gesicht geht ein befriedigtes Lächeln.

„Ist das Essen nun auch fertig?“

„Alles ist fertig, gnädige Frau.“

Babbu holt aus der Tasche ein Packet künstlerisch ausgestatteter, bereits mit Namen versehener Tischkarten und steckt sie in die breiten Rothweingläser. Und nun zu Tisch! Sie öffnet die Thür und klatscht in die Hände. Darauf geht sie zu Peter Lie hin und sagt herablassend: „Sie dürfen mich zu Tisch führen. Agestin, Sie nehmen Ragnhild, Bing und Bang geben zusammen einen guten Klang, Dewre, der alte Schwerenöther, bekommt die Jüngste in der ganzen Gesellschaft, Fräulein Lange. Dafür sitze ich Euch aber gerade gegenüber, um aufzupassen, daß Ihr keine Dummheiten macht. So . . . nun bitte!“

Sie klatscht wieder in die Hände. „Nein, Agestin, nicht da! Sie sitzen neben mir. . . .“

Die Suppe wird gebracht und man füllt die Sherrygläser. Herr Danielsen erhebt sich und spricht nach norwegischer Sitte das übliche „Willkommen“. Die warme Suppe und der feurige Wein thauen die Gemüther auf, und bald ist eine lebhaftere Unterhaltung im Gange. Babbu erklärt noch einmal laut und vernehmlich, daß sie die Tour nach Sandaas mit Jackeln mitmachen will, eine Stunde Schlittensfahrt hielte sie aber nicht mehr aus.

„Aber ich will nicht allein fahren,“ protestirt der Gatte.

Bergsjot weiß Rath: „Nehmen Sie meinen Lyfiker in Ihren Schlitten, Herr Großhändler. Er ist zu einem Jackellauf doch nicht zu gebrauchen.“

„Was? Wozu bin ich nicht zu gebrauchen?“

„Sind Sie schon einmal auf Ski mit einer Fackel gelaufen?“

„Ja.“

„Und ist es gut gegangen?“

„Gewiß, bis auf ein Loch, das ich mir in die Hose gebrannt.“ Allgemeine Heiterkeit.

„Der Weg ist nicht ungefährlich,“ bemerkt Johansen, „wir kommen über hohe und steile Abhänge. Wer eine Fackel führen soll, muß ein sehr geübter Läufer sein.“

„Aber bin ich denn das nicht?“ ruft Bing mit geheuchelter Entrüstung.

„Der Skiweg von Trosterad und hier herauf kann das beste Zeugniß dafür ablegen. Er kann so viele Abdrücke von Ihrer Nasenspitze aufweisen, wie es Telegraphenstangen längs der Fahrstraße giebt.“

Wieder schallendes Gelächter, die Gläser klingen, Messer und Gabel lärmten, die Stimmung wird mit jeder Minute heisterer. Babbu ist scheinbar in der strahlendsten Laune; sie hat für Jeden eine Aufmerksamkeit oder eine lustige Bemerkung.

„Werden hier Neben gehalten?“ fragt Peter Lie und erhebt sich halb vom Tisch.

„Nein, Neben sind ein Uebing, wenn man Austern isst.“

„Aber wenn ich nun das Bedürfnis fühle . . .“

„Sie fühlen ja nur das Bedürfnis, einen Toast auf die liebenswürdige Wirthin auszubringen,“ sagt Babbu und zieht ihn am Ärmel wieder auf den Stuhl zurück. „Ehe das geschehen darf, muß mein Mann einen auf die Gäste ausbringen.“

„Muß ich?“ klingt es kläglich hinter einem Ball von Austernschalen hervor. „Beim Braten, liebes Kind. . . .“

Beim Braten hielt denn auch Großhändler Danielsen seine angekündigte Rede. Eine ganze Flasche Narenthaler und verschiedene Gläser Sherry hatten ihn in eine angeregte Stimmung gebracht. Er betonte, welche Ehre es für ihn, den profaischen Kaufmann, wäre, eine Gesellschaft, wie die anwesende, bewirthen zu dürfen. Man zählte ja hier hervorragende Repräsentanten der jungen siegreichen Liga des Geistes, die in einer glänzenden Weise den Beweis für den alten Satz zu führen gewünscht hatte: „Heiter ist das Leben, ernst die Kunst. . . .“

„Umgekehrt, umgekehrt, lieber Danielsen!“

„Wie? umgekehrt? Ihr wollt doch nicht etwa behaupten, daß Euer Kunst heiter sei? Sind Ehebruch und Selbstmord und alle die bogenlangen Reflexionen, die daran himmeln und hammeln, heitere Dinge? . . . Oder ist etwa Euer Leben ernst zu nennen? Nein, wenn Jemand ein heiteres Leben führt, dann seid Ihr es. Von allen Pflotterkonjumenten im „Grand“ seid Ihr die leistungsfähigsten. . . .“

„Sie sind zu bescheiden, Herr Wirth,“ erwiderte Peter Lie. . . . „Uebrigens glaubte ich, Sie wollten einen Toast auf die Gäste ausbringen?“

Danielsen schenkt dem Anderen einen wenig freundlichen Blick, sieht sich um, fragend, befremdet, faßt sein Glas und sagt in einer nachlässigen, unhöflichen Weise: „Die Gäste . . . Ach ja, das ist auch wahr! Sie sollen leben!“

Dann ließ er sich auf den Stuhl fallen. Eine verlegene Pause. Plötzlich erhebt sich Arne Bing und schlägt an sein Glas: „Meine Damen und Herren! Wenn ich jetzt endlich meinen Gefühlen freien Lauf lassen darf, um das Lob unserer Wirthe zu singen, so wird mir diese Aufgabe vom Wirth erleichtert. Er hat sich schlecht benommen und wird in meiner Rede nicht erwähnt. Um so heller klingt das Lob der schönen Frau, die uns heute bewirthet. Von allen den goldenen Weinen, die sie uns bietet, ist sie selbst der edelste. Aber gerade von den edlen Weinen wird gesagt, daß sie zuerst laben und erfreuen, dann gehen sie in's Blut über oder steigen einem zu Kopf. Und das gilt auch von diesem Wein, ich kenne ihn wohl, denn ich trank schon zu viel davon.“

„So nehmt ihm doch die Flasche weg!“ rief Danielsen mit einem geräuschvollen Lachen. Wie man zu einem unzurechnungsfähigen Menschen redet, so sprach er, als er sich an Bing wandte: „Im Namen meiner Frau danke ich Ihnen, lieber Freund, es war sehr hübsch und gerade lang genug. Vielen Dank!“

„Jetzt wollen wir wieder von der Liebe reden,“ wandte Bing sich darauf an Bergljot.

„Nein, besten Dank, reden wir lieber von etwas Anderem,“ erwiderte sie und rückte ihren Stuhl etwas von ihm ab.

„Wovon denn?“

„Ach, wovon Sie wollen. Sie sind ja doch so ein großer Skiläufer, reden wir vom Sport.“

Arne Bing zupft an seiner Lognette: „Sie lieben den Skisport, mein gnädiges Fräulein?“

„Ja . . . schwärmerisch!“

„Das merkt man, Sie laufen auch sehr gut.“

„Ich errang die erste Prämie in Asker. Aber ich habe auch von klein auf immer geübt und geturnt.“

„Ach was?“

„Darum sind meine Muskel auch so hart!“

„Ist es möglich?“

„Sie dürfen meinen Oberarm befühlen.“

Ihr Kavaliere war sofort bereit und faßte mit vollem Griff um ihren runden, festen Arm. „Ja, wahrhaftig, Sie haben Muskeln wie Stahl.“ Arne erging sich in einem kleinen Vortrag über das Sportleben der Hauptstadt und über die Bedeutung dieser modernen Bewegung in sanitärer und ethischer Hinsicht, und er gab bereitwillig zu, daß dieselbe im Dienste der Pädagogik eine große Rolle spielen könnte, wenn sie in bestimmte Bahnen gelenkt würde.

„Was heißt Bahnen?“ fragte Bergljot lech. Arne Bing betonte, daß heutzutage der Jugend allzugroße Freiheit in Bezug auf den gegenseitigen Verkehr beider Geschlechter eingeräumt werde — so zum Beispiel auf diesen Skitouren, die von ganz jungen Herren und Damen gemeinschaftlich unternommen würden.

„Ich will nur ein Beispiel anführen: Da ist ein junges Mädchen — nennen wir es Fräulein K. — von dem die ganze Stadt weiß, daß es seit Jahren solche Touren mit jungen Herren unternommen hat. Da kommt ein junger Mann, der sich seit vielen Jahren im Auslande aufgehalten hat, in die Heimath zurück. Er lernt das junge Mädchen kennen und gewinnt es lieb.“

Bergljot lacht: „Das wird ja ein Roman! Ich bin furchtbar gespannt, denn ich dachte, Sie machten nur lyrische Gedichte.“

„Hören Sie nur weiter. Der junge Mann sitzt in einem Café und spricht mit einem Jugendfreund, den er seit vielen Jahren nicht gesehen hat; dieser Freund hat während der ganzen Zeit in Kristiania gelebt und kennt alle Menschen dort. Im Gespräch wird Fräulein K. genannt, und es stellt sich heraus, daß der Freund die junge Dame kennt. Auf die Frage, ob er sie in ihrem Elternhause kennen gelernt hat, bekommt er die Antwort: I bewahre, ich und einige andere Studenten waren mit ihr vor einigen Jahren auf einer Bergwanderung zusammen. Es war im Hochsommer, wir waren lauter junge

Leute, schliefen in Seemhütten und waren riesig fidel.“ Zwei Tage später spricht der junge Mann einen anderen Freund, der ist mit ihr auf einer Skitour zusammen gewesen, die drei Tage gedauert hat. Da sind sie auch „riesig fidel“ gewesen. Und so geht es weiter. Einer war mit ihr hier, ein Anderer war mit ihr da. Welchen Eindruck, glauben Sie, haben alle die Mittheilungen auf den jungen Mann gemacht?“

Bergljot zuckt die Schultern. „Das weiß ich nicht.“

„Dann will ich es Ihnen sagen: Ihm wurde die Sache bedenklich, und er zog sich zurück. Finden Sie, daß er so ganz unrecht hatte?“

Sie sieht ihn forschend an. „Er könnte seinem Schöpfer danken, wenn sie ihn haben wollte,“ lautete ihre Antwort.

Jetzt erhebt Hans Dewre sich und hält eine begeisterte Rede auf den Skisport und dessen hier anwesende Vertreter. Sein Vortrag ist von einer Begeisterung und einer Wärme getragen, die zündend wirkt. „Vor drei Jahren,“ sagt er, „kam ich nach einem vieljährigen Aufenthalt im Auslande wieder nach Hause. Ich hatte mich in verschiedenen Ländern umhergetrieben, hatte mich auf Italiens klassischem Boden in Kunst und Sonne gebadet, im Laude der großen Revolutionen das intensive Leben der konzentriertesten Zivilisation mitgelebt, in Deutschland Salomander gerieben. Mir war jedes Land eine Welt für sich, grundverschieden von dem anderen, in Klima, Erscheinung, Temperament und Lebensauffassung der Menschen. Verschieden in Allem, nur in einem Punkte stimmten sie Alle überein: Den Sommer zu preisen und den Winter zu verfluchen. In dem letzteren sahen sie nur den unwillkommenen, unbetenen Gast, der Kälte und Unbehagen in's Land brachte und harmlosen Viedermännern nasse Füße, Schnupfen und große Kohlenrechnungen aufnöthigte. Wie glücklich sind wir Norweger darin. Wir lieben unseren Winter nicht weniger als den Sommer.“

„Ja, ja!“ riefen die Anderen. „Es lebe der Winter und der frische Sport!“

Die Hochrufe dröhnten, der Champagner funkelte und perlte in den hohen geschliffenen Gläsern, die Wangen glühten und die Augen blitzten . . . Die Sonne war in ein Gewimmel von leichten Lämmernwolken hinter den schneebedeckten Tannen versunken. Durchglüht von ihren scheidenden Strahlen breiten sie sich wie ein gigantischer Fächer über den westlichen Himmel, bemalen die Häuser mit einem purpurnen Schein, streuen Gold und Rosen durch die gefrorenen Fensterscheiben in den Raum, in dem die Champagnerpfropfen knallend gegen die Decke fliegen und der Lärm der immer lauter werdenden Stimmen sich mit dem Klingeln der Gläser zu einem bacchantischen Getöse vereinigt.

Es ist Abend. Hoch und frohlockend wölbt sich der Sternenhimmel über dem finsternen Walde. Funken-sprühend und knisternd flammen die Fackeln auf, wo die Skiläufer paarweise über die Abhänge fliegen, um dann zu verschwinden und etwas später tief unten im Thale zum Vorschein zu kommen, zwei rasch dahineilende, röthliche Lichter. Lachen und lautes Geplauder bezeichnen zugleich ihren Weg. Der Wald steht stumm. Dürre Tannen, knorrige Fichten werden vom Lichte gestreift und verschwinden wieder in dunkler Nacht. . . .

„Laß mich lieber, Agestin, ich kann besser allein, und ich möchte nicht mit der Fackel fallen.“ Er zog seinen rechten Arm, mit dem er sie umschlungen hielt, zurück.

„Ich will sie noch heute Abend sprechen.“

„Nein, thue es nicht. Sie ist so aufgeregt.“

„Ich muß, Ragnhild! Es geht so nicht länger.“

Sie flogen alle Beide, die Fackel hoch über dem Kopf, den Abhang hinab. Unten wartete er, legte wieder seinen Arm um sie, und so glitten sie in den Spuren der Anderen die sanft abfallende Anhöhe hinunter.

Johansen, der jeden Weg und Steg im Walde kannte, lief mit Babbu und Bergljot voran. Ihre Fackeln leuchteten vor ihnen gleich drei Glühwürmern in der stillen, sternklaren Nacht.

„Wie kommt das? Ich sehe nur zwei Fackeln dort vorn,“ sagt Ragnhild.

„Um, da wird wohl eine ausgegangen sein.“ Sie liefen eine Weile neben einander.

„Sieh doch, wie entzündend die Hängebirke voll Schnee und Reif aus der Dunkelheit hervortraucht, ein Lichttraum, der an uns vorüberleitet und wieder in die Nacht zurückstinkt.“

„Huh! Steht da nicht ein Mensch?“

„Ich bin es,“ erklingt Babbu's Stimme, während sie selbst in den Lichtkreis hineingleitet. „Meine Fackel ging aus, wer von Euch giebt mir Feuer?“

„Hier, Frau Babbu. Darf ich Ihnen helfen?“ Es dauerte aber ziemlich lange, bis die Fackel Feuer fangen wollte.

„Das Ding scheint naß geworden zu sein.“

„Ja, ich steckte sie aus Versehen in einen Schneehaufen, aber jetzt fängt sie an zu brennen.“

„O, das wird mir ein klägliches Feuer! Warten Sie, ich will zuerst meine ordentlich in Brand bringen.“ Er schwenkte seine Fackel dreimal um den Kopf und hielt darauf Babbu's Fackel in die jetzt heftig lodernde Flamme.

„Es trifft sich gut, daß Sie kommen, Frau Babbu, ich wollte Sie doch gern sprechen.“

„Sie? Mich? . . . Das ist ja eine seltene Ehre. Ist es ein Geheimniß?“

„Nein, Ragnhild kann zuhören.“

Aber Ragnhild, die durchaus keine Lust hatte, diesem Gespräch beizuwohnen, war schon leise und unbemerkt fortgeglitten. Als Babbu sich umsah, entdeckte sie nur in weiter Ferne eine Fackel, die den zwei winkenden, wegweisenden Lichtern nacheilte. Sie legte ihre Hand auf seine Schulter: „Ragnhild ist fort, wir sind allein.“

„O ja, ich kann es verstehen.“

„Was?“

„Daß sie wegging.“

Sie sah ihn ängstlich fragend an: „Warum?“

„Weil sie wußte, daß ich mit Ihnen über ihre bevorstehende Rückreise sprechen wollte, und das — war ihr wohl peinlich.“ Er reichte ihr die Fackel.

„So, nun brennt sie.“

„Will Ragnhild reisen? Warum so plötzlich?“

„Ja, einmal muß sie doch reisen, sie kann doch nicht ewig bei Ihnen im Hause bleiben, außerdem kann man es ihren Eltern ja auch nicht verbergen, wenn sie ihr einziges Kind wieder haben wollen.“

„Und Sie, Agestin, werden Sie über die Trennung hinweg kommen können?“

„Sie wird mir schwer, das gebe ich zu.“

„Ja, das kann ich verstehen, mit Ragnhild geht ja alle Jugend und Schönheit, Alles, was Ihnen lieb und werth ist, von Ihnen.“

Er schwieg. Ein würgendes Gefühl, daß er ihr als Antwort etwas Angenehmes sagen müsse, schnürte ihm fast die Kehle zu; schweigen konnte er nicht, ohne sie, das schöne Weib, welches ihn liebte, welches ihm seit langer Zeit ein wahrer Freund gewesen war, dem er so unendlich viel schuldete, mit rauher Hand von sich zu stoßen. Aber was sollte er ihr antworten? Ihm fiel nichts Passendes ein, er schwieg und lief neben ihr in fieberhafter Unruhe, denn jetzt fühlte er Etwas nahen, vor dem er eine unaussprechliche Angst hatte. Es kam aber anders, als er es erwartet hatte. Babbu weinte, die schöne, umworbene Babbu weinte wie ein Kind. Er hatte sie verletzt, jetzt zog es ihn unwillkürlich zu ihr hin. Die sinnliche Nacht, die von ihr ausströmte, war ihm zu stark. Sie standen auf einer Ebene still neben einander.

„Warum weinen Sie?“ fragte er weich und ergriff ihre Hand. Sie warf sich an seine Brust, schlang die Arme um seinen Hals und weinte, als ob ihr Herz brechen müßte.

„Babbu, was ist Ihnen? Kommen Sie zu sich. Was würde Ragnhild denken, wenn sie das sähe?“

„Was Ragnhild denkt, und was die ganze Welt denkt, ist mir einerlei — ich liebe Dich!“

„Sie ist meine Braut. . . .“

„Sie wird ja doch nie Deine Frau werden, nun schickst Du sie ja wieder fort. . . . Agestin, kannst Du mich denn nicht ein wenig lieb haben?“

„Sie wissen, wie hoch ich Sie immer geschätzt

habe; nie kann ich Ihnen alle die Freundschaft und Güte vergelten, die Sie mir erwiesen haben, aber Sie lieben — darf ich nicht, wenn ich es auch könnte.“

Mit einer Leidenschaft, die ihre Stimme erheben ließ, flüsterte die junge Frau: „Laß Magnhild hingehen, wohin sie gehört, hier ist und bleibt sie eine Fremde. Du mußt mir angehören, Agestis . . . Du mußt! Hörst Du?! Ich will und ich kann nicht leben ohne Deine Liebe. Dir gebe ich mich hin willenlos, schrankenlos, nur Eins verlangend: Deine Liebe!“ Sie schmiegte sich so dicht an ihn, daß er sich kaum rühren konnte, hängte sich an ihn mit ihrem ganzen Gewicht und weinte und schluchzte. Wie ein Feuerstrom eilte es durch seine Adern. Eine Minute lang hielt es ihn in Banne dieser glühenden Umarmung gefangen.

Sein rechter Arm, mit dem er die Fackel von sich hielt, begann zu erlahmen. Babbi's Fackel lag vor ihnen im Schnee, im Begriff zu erlöschen. Sein Blick schweifte in die Nacht hinaus. Dort sah er ein einsames Licht über die weite Schneefläche sich langsam entfernen, Magnhild. Er machte sich von ihrer Umarmung frei und sagte ernst: „Magnhild wartet auf uns.“

Ein kurzer Schrei entrang sich ihrer Brust und sie fuhr zusammen, als ob sie fröre. . .

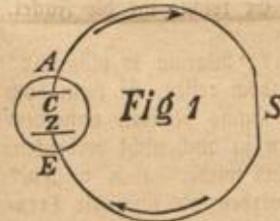
„Gehen Sie,“ flüsterten die bleichen Lippen. . .
 „Gehen Sie . . . zu ihr . . . ich komme nach.“ —
 (Fortsetzung folgt.)



Die Erzeugung der Elektrizität.

Von S. Lux.

Wer meine Aufsätze über die elektrischen Grundvorstellungen und über den Magnetismus in der „Neuen Welt“ mit Aufmerksamkeit gelesen hat, wird mit Recht Anstoß an der Ueberschrift dieses Artikels nehmen müssen, denn nach den



Auseinandersetzungen an den erwähnten Stellen, hat man an der Vorstellung festzuhalten, daß jeder Körper vollständig mit Elektrizität durchtränkt ist. Man kann also die Elektrizität nicht erzeugen,

sondern man kann nur eine Fortbewegung derselben in den Körpern bewirken.

Aber gerade diese Bewegung, das Fortströmen der Elektrizität, ist es im Wesentlichen, was die verschiedenen Wirkungen erzeugt, an denen wir das Vorhandensein der Elektrizität erkennen und die ganz allein die großartigen Leistungen vollzieht, deren wirtschaftliche Bedeutung die des Dampfes weit übertrifft, oder — wenn diese Behauptung vielleicht zu kühn erscheint — binnen kurzem sicher übertreffen wird.

Wenn wir von der Erzeugung der Elektrizität sprechen, meinen wir also nicht die Erzeugung dieser an sich, sondern die Erzeugung des Bewegungszustandes eigener Art in den Körpern, wodurch wir die immer vorhandene Elektrizität erst nutzbar machen. So möchte ich auch im Folgenden immer verstanden sein, wenn des kürzeren Ausdrucks wegen von der „Erzeugung der Elektrizität“ gesprochen wird.

An dieser Stelle möchte ich aber nochmals ausdrücklich betonen, daß diese Auseinandersetzungen ebensowenig wie die vorausgegangenen Artikel Auskunft über das Wesen der Elektrizität an sich zu geben vermögen, daß es sich hier vielmehr nur um Hypothesen handelt, die im gegenwärtigen Augenblicke allerdings sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich haben, weil mit ihnen alle bekannten elektrischen Erscheinungen erklärt zu werden vermögen, die aber als überwundene Hypothesen sofort wieder über den Haufen geworfen werden können, wenn neue Thatsachen oder Erscheinungen bekannt werden, die mit Hilfe der bisher gültigen Hypothesen nicht mehr zu erklären sind.

Wiewohl nun Elektrizität immer dann, wenigstens

als Nebenerscheinung, auftritt, wenn eine Form der Bewegung in eine andere Form der Bewegung verwandelt wird, so z. B. wenn die Reibung zweier Körper aneinander die Molekeln an der Oberfläche

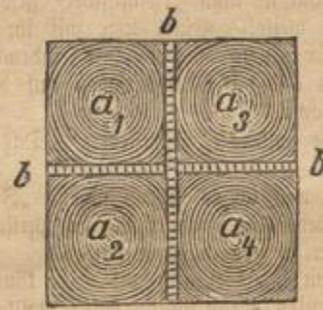


Fig. 2 b

der Körper gegeneinander verschiebt, wenn infolge chemischer Zerlegung eine Ungruppierung von Atomen innerhalb der Molekeln stattfindet, wenn ein Magnetpol an einer geschlossenen metallischen Leitung vorübergeführt wird, so gelangt in der Praxis doch nur diejenige Art der Elektrizitätserzeugung zur Anwendung, wo die aufgewandte Art der Bewegung möglichst vollkommen in Elektrizität, also in Bewegung unserer Reibungs-(Frikitions-)Molekeln verwandelt wird; und das sind insbesondere chemische Zerlegungen in den sogenannten galvanischen Elementen und Akkumulatoren und ferner die Bewegung von Magnetpolen gegen geschlossene Stromkreise.

Nur diese beiden Elektrizitätsquellen, die heute ausschließlich technische Verwerthung finden, sollen hier betrachtet werden.

Die Erzeugung von Elektrizität vermittelt der

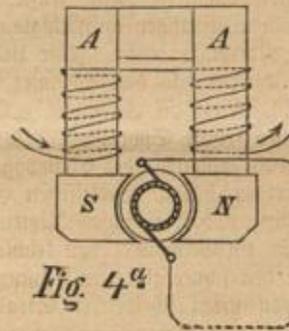


Fig. 4a

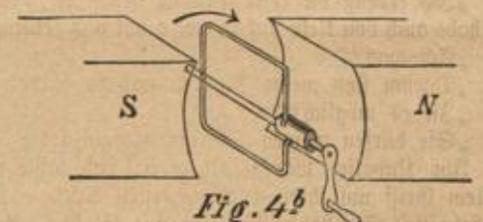


Fig. 4b

galvanischen Elemente dürfte ziemlich allgemein bekannt sein. Das Wesentliche ist hier das Vorhandensein von zwei verschiedenartigen Metallen in einer leitenden Flüssigkeit, wo außerhalb der Flüssigkeit eine metallische Leitung die Metalle mit einander verbindet.

Man denke sich z. B. ein Glasgefäß mit verdünnter Schwefelsäure gefüllt, in das eine Kupferplatte C und eine Zinkplatte Z, ohne sich gegenseitig zu berühren, eingetaucht sind. Die beiden Platten sind von außen durch einen Draht S mit einander verbunden (vgl. Fig. 1). Die chemische Wirkung der Säure auf die Metalle besteht nun darin, daß ein gewisser Druck auf die Friktionsmolekeln ausgeübt wird, und zwar je nach der Art der Säure und des Metalles von ganz bestimmter Stärke. In dem vorliegenden Falle ist der Druck auf die Friktionsmolekeln des Kupfers stärker als auf die des



Fig. 5 o°

Zinks. Denkt man sich nun die an den Platten befestigten Drahtleitungen entsprechend der Schlauchleitung an dem Modell mit dem Gummiball in unserer ersten Auseinandersetzung („Neue Welt“ Nr. 25), so wird, solange die Drahtleitung unterbrochen ist, zwar eine Druckdifferenz an den beiden Enden vorhanden sein, wie sie vorhanden ist, wenn

man bei unserem Modell in die Schlauchleitung einen Hahn einleitet, auf den Ball aber trotzdem einen Druck ausübt; aber weder das Wasser noch die Elektrizität, d. h. die Friktionsmolekeln können dem Drucke nachgeben und zu strömen anfangen. Wird die Verbindung aber hergestellt, so sind alle Bedingungen gegeben, um einen Wasserstrom in der Rohrleitung, andererseits einen elektrischen Strom in der Drahtleitung zu erzeugen. Diese Vorstellung hat nur eine einzige Schwierigkeit, die darin liegt, daß man anzunehmen genöthigt ist, es sei zur Erhaltung eines andauernden Elektrizitäts-Strömens eine unbegrenzte Zahl von Friktionsmolekeln in dem Kupfer vorhanden. Dies wäre aber durchaus nicht richtig, denn in der That erhält das Kupfer einen fortwährenden Ersatz für die von ihm weg-

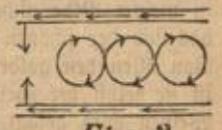


Fig. 3

strömenden Friktionsmolekeln. Die Säure löst, wenn das Element arbeitet, fortwährend Zink auf, wobei gleichzeitig Friktionsmolekeln in die Lösung übergehen, dieselben können aber ebensowenig vernichtet werden, wie das Wasser in unserem Modell. Eine gleiche Anzahl von ihnen geht vielmehr dauernd auf die Kupferplatte über, so daß auch in der Flüssigkeit ein Strömen von Friktionsmolekeln beziehungsweise von Elektrizität stattfindet. Der chemische Prozeß bewirkt also die Aufrechterhaltung des elektrischen Kreislaufes und wirkt ähnlich, wie die bei unserem Modell stets in demselben Sinne drückenden Hände wirken. Die chemische Energie, die in der Zinkplatte aufgespeichert ist und während des Auflösens, das eine Art der Verbrennung ist, verbraucht wird, setzt sich zunächst in strömende elektrische Energie um, und diese wiederum verwandelt sich beim Wandern durch Element und Draht in Wärme.

Nach unserer ganzen Darstellungsweise giebt es nur eine einzige Art von Elektrizität; nun spricht man aber doch allgemein von positiver und negativer

Elektrizität, und darnach könnte es den Anschein haben, als ob doch irgend ein Qualitätsunterschied bei der Elektrizität vorhanden wäre. Sehr viele Leute meinen auch, daß sie das Wesen der Elektrizität vollständig erfaßt haben, wenn sie die Unterscheidung zwischen positiver und negativer Elektrizität recht scharf betonen. Diese beiden Namen sind aber nach unserer Darstellungsweise nur eine Bezeichnungswiese für das Vorhandensein einer elektrischen Druckdifferenz. Der Ort, von dem die Elektrizität fortzufließen sucht, heißt positiv, der, nach dem sie hinzuströmen sucht, heißt negativ. Bei dem Wasser waren die Verhältnisse ganz analog, ohne daß man dabei zwei Arten von Wasser anzunehmen genöthigt gewesen wäre.

Besonders wichtig ist es dagegen, daran festzuhalten, daß die Elektrizität nie geschaffen od. verbraucht wird, sondern alle Elektrizitätsquellen nur dazu dienen, die Elektrizität in Bewegung zu setzen.

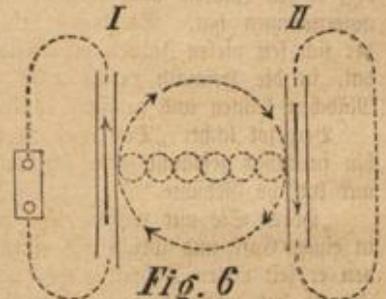


Fig. 6

Bei der Erzeugung der Elektrizität durch Maschinen, die heute allgemeinste Form der Elektrizitätserzeugung, wenn es sich um große Leistungen handelt, kann man allerdings leicht auf den Gedanken kommen, daß die Elektrizität aus dem Nichts heraus neu geschaffen wird. Wir werden aber sogleich sehen, daß auch

hier von einer Neuschaffung von Elektrizität, die überdies auch mit allen Naturgesetzen, insbesondere mit dem Gesetz von der Erhaltung der Energie, im Widerspruch stehen würde, keine Rede ist. Das treibende Moment für die Bewegung der Friktionsmolekeln mit Hilfe von elektrischen Maschinen ist freilich ganz anderer Art als bei den galvanischen Elementen, wenn auch in Bezug auf die Wirkung kein Unterschied zu verspüren ist, ob die Elektrizität in dem äußeren Leiter durch ein galvanisches Element, durch Reibung oder durch eine sogenannte dynamo-elektrische Maschine in Bewegung gesetzt worden ist.

Um die Wirkungsweise einer elektrischen Maschine zu erkennen, müssen wir uns zunächst an die Erklärung des Magnetismus erinnern, wie ich sie in Nr. 35 der „Neuen Welt“ gegeben habe. Man hat sich hiernach vorzustellen, daß in einem Magnetstabe oder in einem Eisenstabe, um den ein elektrischer Strom herumgeführt wird (ein Elektromagnet), alle Atome der stofflichen Wirbel in die Richtung des Stabes gestellt werden, so daß sich Wirbelpol an Wirbelpol reiht. An den Enden des Stabes hat diese Erscheinung aber noch nicht ihr Ende erreicht, vielmehr setzt sich der Vorgang hier durch die Luft fort, bis der Wirbelfaden nach dem anderen Ende des Stabes in sich vollständig geschlossen ist.

Das Vorhandensein solcher Wirbelfäden oder Kraftlinien, wie sie Faraday nannte, ist nun die wesentliche Voraussetzung für das Entstehen bewegter Elektrizität in einer dynamoelektrischen Maschine.

Wie dies geschieht wird aus der folgenden Uebersetzung klar:

Wir gehen dazu auf unsere Fig. 2 aus Nr. 25 zurück, die wir hier noch einmal abdrucken.

Der stoffliche Wirbel a_1 wirkt etwa wie eine raue Fläche, die bei ihrer Bewegung die Friktionsmolekeln bei der Abwärtsbewegung mitzunehmen sucht; andererseits aber sucht der stoffliche Wirbel a_2 die Friktionsmolekeln aufwärts zu bewegen. Bei gleicher Wirbelgeschwindigkeit der stofflichen Wirbel werden also die Friktionsmolekeln durchaus in ihrer Lage verharren, sie werden lediglich eine rotierende Bewegung vollführen. Sobald jedoch einer der stofflichen Wirbel rascher rotiert, so wird auf die Friktionsmolekeln die Differenz der Wirbelgeschwindigkeiten zur Wirksamkeit kommen, und sie werden eine Bewegung in der Richtung der rascher rotierenden Stoffwirbel anstreben. Man kann sich von diesem Vorgange sehr leicht eine sinnliche Vorstellung verschaffen. Ein kantiger Bleistift zwischen den beiden flachen Händen stelle ein Friktionsmolekel dar. Bewegt man die beiden Hände in verschiedener Richtung, die eine nach oben, die andere nach unten gleich rasch, so wird der Bleistift seine Lage im Raume nicht verändern. Hat dagegen die eine Hand eine größere Geschwindigkeit, so wird ihr der kantige Bleistift langsam folgen. Nach den früheren Auseinandersetzungen könnte diesem Vorgange ganz analog in elektrischen Leitern ein Fortwandern oder Strömen der Friktionsmolekeln stattfinden. Vorausgesetzt ist hierbei nur, daß die Differenz in der Rotationsgeschwindigkeit der stofflichen Wirbel erhalten bleibt.

Setzt man also elektrische Leiter mit ihren Friktionsmolekeln derartigen Differenzen der magnetischen Wirbelgeschwindigkeit aus, so ist man in der Lage, elektrische Ströme hervorzurufen.

Es kann dies in zweierlei Weise geschehen. Erstens, indem man in einem in der Nähe befindlichen Leiter Ströme entstehen und aufhören läßt, wie dies in der That auch bei den jetzt so häufig verwandten Transformatoren geschieht, oder zweitens, indem man den Leiter in einem ruhenden Magnetfeld bewegt. Gerade dieser letztere Fall ist aber besonders bedeutungsvoll, weil hierin die Mittel angedeutet sind, wie man mit Hilfe einfacher mechanischer Bewegung elektrische Ströme zu erzeugen vermag. Die Maschinen, mit denen man diese Leistung vollzieht, sind eben die schon vorhin genannten dynamo-elektrischen Maschinen, die man auch häufig kürzer Dynamo-Maschinen oder Dynamo nennt.

Nimmt man die Figur 3 zu Hilfe, so ergibt sich sehr einfach, wie in einem bewegten elektrischen

Leiter ein elektrischer Strom entsteht, eine elektromotorische Kraft induziert wird, wenn der Leiter in einem magnetischen Felde bewegt wird.

Für die Konstruktion von dynamo-elektrischen Maschinen wird man natürlich diejenige Art der Bewegung eines elektrischen Leiters wählen müssen, bei der in zweckmäßiger Weise und unter möglichst vollständiger Ausnützung der verwandten Drahtlänge die jeweils größte elektromotorische Kraft induziert zu werden vermag.

Als erste Voraussetzung kommt hier die Herstellung eines kräftigen magnetischen Feldes in Betracht, d. h. eines Lufttraumes, in dem die von Pol zu Pol gehenden Luftfäden gezwungen werden, so intensiv als möglich zu wirbeln, die zweite Voraussetzung erstreckt sich dann auf die zweckmäßige Anordnung der Leiter und ihrer Bewegung.

Daß für die Erzeugung einer kontinuierlichen Bewegung nur die Drehbewegung in Betracht kommen kann, wenn es sich um Maschinen handelt, bedarf wohl kaum einer besonderen Betonung.

Was nun die Erzeugung eines intensiven magnetischen Feldes anbetrifft, so macht dies unter Verwendung von Elektromagneten durchaus keine Schwierigkeit, wenn man deren Pole nach Möglichkeit einander nähert, wie dies z. B. bei den sogenannten Hufeisenmagneten der Fall ist.

In Fig. 4 ist das Prinzip einer solchen Dynamomaschine erläutert. Die Schenkel des eisernen Hufeisens A werden durch einen herumgewundenen, von Elektrizität durchflossenen Draht zu einem starken Magneten gemacht, der in S und N seine Pole hat. Da die Pole einander sehr nahe stehen, so gehen die magnetischen Kraftlinien in ziemlich direktem Wege von einem Pole zum anderen. Denkt man sich nun in dem magnetischen Felde einen rechtwinklig gebogenen Draht herumgedreht, dessen beide Enden, die die elektrische Druckdifferenz, entsprechend den beiden Punkten A und E bei unserem früheren Wassermotell, mit der äußeren Leitung in Verbindung bringen soll, so stellt uns das Ganze die denkbar einfachste Dynamomaschine dar. Verbindet man die beiden Enden des rechtwinklig gebogenen Drahtes mit zwei halbrund gebogenen Metallstücken, die von einander isoliert sind (Fig. 5), so kann man folgenden Vorgang beobachten: Die beiden Metallbürsten B B, die in einer bestimmten Lage feststehen und mit der Außenleitung verbunden werden, schleifen beim Drehen auf den beiden halbkreisförmigen Metallstücken, sie werden dabei immer mit demjenigen Ende des Drahtes in Verbindung gebracht, in dem der elektrische Druck nach derselben Richtung ausgeübt wird. So ist z. B. hier die obere Bürste immer mit derjenigen Hälfte des Drahtrehtes verbunden, die bei dem Nordpole vorübergeht. Die Wirbelfäden des Lufttraumes bzw. die magnetischen Kraftlinien sind in unserer Abbildung durch punktierte Linien angedeutet. Dreht sich das Rechteck im Sinne des Uhrzeigers, so schneidet die untere Hälfte, von O ausgehend, diese Wirbelfäden vor dem Südpole, und der erzeugte elektrische Druck ist nach vorn gerichtet; das Umgekehrte ist mit der oberen Drahtälfte der Fall. Durch Vermehrung der Anzahl der Drähte und ihre passende Verbindung untereinander kann der elektrische Druck auf jede beliebige Höhe gebracht werden, die heute, wo vorzügliche Isolationsmaterialien zur Verfügung stehen, praktisch keine Grenzen mehr hat. Zu beachten ist hierbei noch, daß der elektrische Druck von der magnetischen Wirbelintensität der Luftfäden und von der Geschwindigkeit abhängig ist, mit der die Drähte das magnetische Feld quer durchschneiden.

Zur Verstärkung des magnetischen Feldes beziehungsweise zur Verminderung des magnetischen Widerstandes wird innerhalb der Drähte noch Eisen angeordnet, dessen magnetischer Widerstand, wie wir gesehen haben, ja ungleich geringer als der der Luft ist.

Wenn man sich vergegenwärtigt, daß mit der Bewegung der Drähte in einem magnetischen Felde eine Arbeit verbunden ist, weil durch die Reibung der Friktionsmolekeln an den magnetischen Wirbeln eine Bewegung der Friktionsmolekeln in einem Widerstand leistenden Mittel erzeugt wird, so ist es un-

mittelbar einleuchtend, daß strömende Elektrizität nur durch Anwendung einer gleichwertigen Arbeit erzeugt werden kann; oder mit anderen Worten: wenn wir mechanische Arbeit aufwenden, um den rotierenden Theil einer Dynamomaschine, den Anker in Bewegung zu setzen, so wird die dadurch in Bewegung gesetzte Elektrizitätsmenge in einem genau bestimmten Verhältniß zu der aufgewendeten mechanischen Arbeit stehen.

Zum Schlusse wollen wir noch auf das Prinzip eines für die moderne Elektrotechnik außerordentlich wichtigen Apparates, des sogenannten Transformators eingehen.

Der Transformator besteht im Wesentlichen aus einem System von zwei parallel zu einander gewickelten Drahtspulen, die sorgfältig von einander isoliert sind. Leitet man durch die eine Spule einen kurz andauernden Stromimpuls hindurch, so entsteht in der zweiten Spule gleichfalls ein Stromimpuls, dessen Energie im Wesentlichen gleich der Energie des ersten Stromimpulses ist. Dagegen können je nach der Art der Bindung der beiden Spulen Stromstärke und Gefälle, das, was wir früher Druckunterschied oder Spannung nannten, sehr verschieden von einander sein. Man vermag, wenn in der ersten Spule ein sehr starker, aber niedrig gespannter Strom verläuft, in der zweiten einen Strom von relativ geringer Stärke, aber sehr hoher Spannung zu erzeugen und umgekehrt.

Den Vorgang nennt man allgemein die Induktionswirkung eines Stromes auf einen benachbarten Leiter. Von dem inneren Vorgange können wir uns aber mit Hilfe unserer Annahme von den Friktionsmolekeln sehr leicht eine Vorstellung machen.

Denken wir uns in Fig. 6 einen beliebig erzeugten Strom, der in einer bestimmten Richtung verläuft, z. B. bei I von unten nach oben. Die bewegten Friktionsmolekeln erzeugen nun in dem umgebenden Medium stoffliche Wirbel, wie etwa ein in's Wasser geworfener Stein Wellenringe erzeugt, die sich immer weiter und weiter fortpflanzen. Gelangt nun diese elektro-magnetische Welle auf einen zweiten Leiter mit geschlossenem Stromkreise, z. B. bei II, so werden die stofflichen Wirbel dort die Friktionsmolekeln zur Bewegung bringen, und zwar, wie unsere Abbildung es anschaulich zur Darstellung bringt, in umgekehrter Richtung, als dies bei dem ersten Strome der Fall gewesen ist. —



Rousseau und sein „Emil“

Von S. Frier.

Persönlichkeiten, die den Ausdruck ihrer Zeit bildeten, können die Nachgeborenen in zweifacher Weise interessieren. Es können ihre Gedanken sein, deren Pulsschlag noch in der Gegenwart lebendig ist, es können ihre Werke sein, deren Wirkungen man um sich herum noch sieht. Es kann aber auch ihr persönliches Leben, ihre rein menschliche Eigenthümlichkeit sein, die noch aus der Vergangenheit eine eigenthümliche Anziehungskraft auf uns ausübt.

In Rousseau vereinigen sich beide Wirkungsarten, und um ein — innerhalb enger Grenzen — vollständiges Bild von ihm zu geben, wird es daher nöthig sein, auch sein Leben in den Umrissen zu skizziren.

Rousseau wurde im Jahre 1712 in Genf geboren. Sein Vater war Uhrmacher und seine Mutter, eine Pastorstochter, starb bereits bei seiner Geburt. Der Vater war eine merkwürdig unruhige Natur mit einer immer regen Phantasie, die als Erbtheil auf den Sohn überging. Die ersten Jahre seines Lebens blieb der Kleine bei seinem Vater und bereits damals als kleiner Knabe verbrachte er manches Mal mit diesem zusammen die stillen Nachtstunden mit der Lektüre spannender Romane. Die Mutter hatte eine Bücherammlung hinterlassen, und die Vertiefung in diese war für den Vater eine Vertiefung in das Angedenken der Frau, die er ver-



Sturmfluß. Nach dem Gemälde von Hans von Bartels.

loren hatte. Zudem er aber den kleinen, unreifen Sohn in die erdichtete Traumwelt mit hinein zog, rief er in ihm eine Ueberreizung der Phantasie und des Gefühlslebens hervor, die dieser auch im späteren Leben niemals mehr los wurde. Etwas später waren es Vorbilder aus dem griechischen und römischen Alterthum, durch die der kleine Rousseau beeinflusst wurde. Er las die Lebensbeschreibungen des griechischen Schriftstellers Plutarch und erhielt dadurch einen tiefen und bleibenden Eindruck von der Bedeutung republikanischer Tugenden. Die so gewonnenen Anschauungen setzten sich in seiner Seele fest und beeinflussten seine späteren politischen Betrachtungen.

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, also gerade in den Entwicklungsjahren Rousseau's, tobte außerdem in seiner Vaterstadt Genf ein leidenschaftlicher Kampf. Die Bürgerschaft hatte zu den Waffen gegriffen, um ihre alten Rechte gegen die Uebergriffe der Beamten zu vertheidigen. Flamme neben waren in Versammlungen und auf den öffentlichen Plätzen und Straßen gehalten worden. Die Bewegung war unterdrückt und ihre Leiter erschossen worden. Der Gedanke aber ließ sich nicht tödten, und in der Mitte des 18. Jahrhunderts war er so stark geworden, daß er zum Durchbruch kam und eine Reihe von glücklichen Jahren begründete, in denen er die Selbstverwaltung des Volkes zum Ziele führte. Selbstverständlich trugen auch diese Ereignisse dazu bei, die Zukunft Rousseau's zu prägen.

Als der Knabe ungefähr acht Jahre alt war, mußte der Vater wegen eines Duells aus Genf flüchten. Der Sohn wird in die Welt hinausgeworfen, und von diesem Augenblick an ist sein Leben eine ewige Raslosigkeit und abenteuerliche Unruhe. Nirgends, wohin er kommt, vermag er feste Wurzeln zu fassen. Er kommt auf's Land zu einem Pastor und verbringt hier einige verhältnismäßig ruhige Jahre, ohne jedoch von seiner Umgebung verstanden zu werden. Er kehrt in seine Vaterstadt zurück und wird Schreiberlehrling auf einem Bureau. Er aber, dessen Gedanken gewohnt sind, im Reiche der Phantasie zu schwärmen, konnte sich in die regelmäßige, mechanische Arbeit nicht hineinfinden. Er kam also zu einem Graveur in die Lehre, und da er einige Zeichentalente mitbrachte, flüchtete er sich hier eine kurze Zeit hindurch befriedigt. Aber sein Hang zu einem ungebundenen Leben brachte ihn auch hier in Widerspruch mit seiner Umgebung und trug ihm Mißhandlungen von Seiten seines Meisters ein. Grobheit und Brutalität waren die hervorstechendsten Charaktereigenschaften dieses Meisters; es braucht uns also nicht zu wundern, daß die moralische Seite in Rousseau's Natur sich unter seinem Einfluß nicht entwickeln wollte.

Rousseau wurde — er sagt es in seinen „Bekenntnissen“ selbst — klatschflüchtig, lügnerrisch und diebisch. Eines schönen Tages entfloh er der harten Zucht und erst, als er in der südlichen Schweiz unter offenem Himmel, vogelfrei, von allen Pflichten und Fesseln gelöst, umherstreifte, fühlte er sich wieder glücklich. Seine Phantasie malt ihm in glühenden Bildern das Wunderbare, das ihm begegnet wird. Wenn er an einer Burg vorbeikommt, wiegt er sich in die Illusion, daß von dem Altan einer solchen Burg herab ihm einmal ein junges Weib zuwinken und zulächeln wird. Der Hang zum Weiblichen wurde überhaupt früh und unreif in ihm geweckt und spielte eine Rolle sein ganzes Leben hindurch. Er gelangt in eine kleine Stadt der südlichen Schweiz, wo eine Frau de Warens ihn aufnimmt, eine zum Katholizismus bekehrte Dame, die für die katholische Kirche Missionsdienste übte. Sie empfängt den Knaben freundlich und sendet ihn nach Turin in eine Bekehrungsanstalt, die ihn in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche führen soll. Hier bleibt er, bis sein Freiheitsdrang wieder anfängt, ihn zu benurhigen. Um loszukommen, läßt er sich bekehren und geht nun mit dem Stempel eines Katholiken in

die Welt hinaus. In Nord-Italien bekommt er in verschiedenen Familien Stellung als Laik. Seine Begabung, seine rasche Auffassungsgabe, sein ganzes, lebhaftes Wesen machen ihn in den adeligen Häusern zum Liebling der jüngeren Familienmitglieder, die sich insofern seiner Erziehung annehmen. Nicht selten kehrt Rousseau in seinen späteren Schriften zu diesen Erinnerungen zurück und erwähnt vor Allem einen jungen adeligen Geistlichen, der in ihm die Grundlagen seines religiösen Freiinns legte. Sein Hang zu einem ungebundenen Leben läßt ihn aber auch in diesen Verhältnissen nicht lange bleiben. Von einem jungen Landsmann verleitet, flüchtet er ohne Abschied aus dem Hause, in dem er sich gerade befindet. Er treibt sich dann ein Zeit lang im Lande umher, sich ernährend so gut es gehen will, bis er schließlich wieder bei Frau de Warens aufgenommen wird.

Der Aufenthalt wird diesmal ein vieljähriger. Er wird zunächst ihr Mündel, und sie schafft ihm Ruhe und Frieden für die Entwicklung seiner Geistesgaben. Er studirt Mathematik, Philosophie, Geschichte und Geographie. Die Eindrücke des geschichtlichen Lebens und die Natur rufen in ihm eine starke Gährung wach, und Gedanken steigen in ihm empor, die er noch nicht zu formuliren vermag, die ihm aber in Zukunft keine Ruhe mehr lassen. Inzwischen ändert sich sein Verhältniß zu Frau de Warens: aus ihrem Mündel avancirt er zu ihrem Liebhaber. Nach Verlauf von 8 bis 9 Jahren bricht er endlich auch dieses Verhältniß. Er versucht eine Zeit lang Hauslehrer in Lyon zu sein, aber auch diese Aufgabe vermag er nicht zu lösen. Die ausdauernde Geduld, die eine solche Stellung notwendig fordert, fehlt ihm ganz und gar. Er durchschaut seine Schüler, er hat einen feinen Blick für ihre zartesten Lebensäußerungen, aber er ist ein wehrloser Spielball ihrer Launen. Die praktische Begabung fehlt ihm. Er zieht also weiter und kommt nach Paris. In seiner Jugend hat er sich etwas mit Musik beschäftigt und bei Frau de Warens hat er sich sogar im Komponiren versucht, ohne aber mit seinen Arbeiten durchdringen zu können. Nun hat er zum Ersatz für das Notensystem ein Zahlensystem erfunden und zieht damit nach Paris. Als er dort aber einer ziemlich scharfen Kritik begegnet, deren Berechtigung er schließlich selbst einseht, sucht er die literarischen Kreise auf, die im damaligen Paris eine so große Rolle spielten.

Was für ein gesellschaftlicher Zustand war es denn nun, der den nervösen jungen Mann mit den feinen empfindlichen Sinnen und der eckigen Lebhaftigkeit des Gemüths hier umfing? Es war die Zeit des absoluten Königthums. Die Politik und Persönlichkeit Ludwig XIV. hatte von der Mitte des 17. Jahrhunderts an fast das ganze Europa beeinflusst. Er hatte den gewaltthätigen Kriegsadel, der bis dahin auf seinen Burgen im Lande lebte, in seinen Palast gezogen und in einen eleganten Hofadel verwandelt. Man versammelte sich in den Gesellschaftssälen und suchte seinen Wig und seine Kenntnisse so grazios zu formen, daß sie auch dem Ungelehrten leicht verständlich wurden. Der schwerfällige Gelehrte wurde als ein mittelalterlicher Bedant betrachtet, mit dem diese Kreise nichts zu schaffen haben wollten. Die Dichtkunst blühte. Dann beginnt die Regierungszeit Ludwig's XV., und die Königsmacht wird zum Spielzeug in den Händen der Mätressen. Der König lebt in einem stets wechselnden Arest und von oben träufelt das Gift in die unteren Gesellschaftsklassen hinab. Die Ehe wird zum Deckmantel schmutziger Verhältnisse, und auf allen Gebieten verbirgt sich hinter einem eleganten Schein ein durchfaultes Sein. In den Salons spielen die Damen die Hauptrolle; es gilt, für den Wig eine Lanze zu brechen; es gilt, jede Sache mit Geist vertreten zu können; es gilt, der Weltmann zu sein, der „sich nicht in die Fragen vertieft, son-

dern sie nur im Vorübergehen darstellt“. Unter dessen erreichte die Literatur, der geschriebene Ausdruck der Zeit, ihren Höhepunkt. Man hatte die klassischen Verfasser des vorhergegangenen Jahrhunderts zur Grundlage, und ein Gesellschaftsleben, wie das eben von uns geschilderte, mußte notwendig die Form zu feinsten Vollkommenheit entwickeln. Weil man jeden Gedanken so lange wog und schliff, bis er dem Verständniß aller Gebildeten angemessen war, wurde seit jener Zeit eine durchsichtige Klarheit zu einer festen Eigenthümlichkeit der französischen Sprache. Alle Dunkelheit des Ausdrucks wird entfernt, und die Gedankenmittheilung geht am Ende in feiner Sprache so leicht von Statten, wie in der französischen.

Das Gedankenleben der Zeit mußte notwendig eine Periode der Gährung sein. Das Ueberlieferte forderte zur Kritik auf und wurde dem Nichtspruch des Verstandes unterworfen. Die katholische Kirchenlehre kämpfte einen Kampf auf Leben und Tod mit der aus England eingedrungenen freieren Geistesrichtung. Voltaire sandte die Pfeile seines Wiges gegen alle Formen des Aberglaubens und Vorurtheils, und mit Keulenschlägen des Jornes bedachte er diejenigen, die mit den Mitteln des Despotismus, mit Scheiterhaufen und Kerker den frei aufstrebenden Geist in die alte Nacht zurückzwingen wollten. Ueberall neue Ideen, neue Hoffnungen, neue Bewegungen. Die Wissenschaft trachtete darnach, ihre Lehre zur unmittelbaren Grundlage von Kirche, Staat und Gesellschaft zu machen. Und die zerfallende Gesellschaft bedurfte auch einer Erneuerung. Hören wir einen Ausbruch, der in einer Abhandlung Rousseau's aus der Mitte des Jahrhunderts steht. Er lautet: „Sind nicht alle Vortheile in der Gesellschaft nur für die Reichen und Mächtigen? Fallen nicht alle einträglichen Aemter, alle Privilegien und alle Befreiungen von der Steuerpflicht ausschließlich ihnen zu? Geht nicht ein vornehmer Mann, wenn er seine Kreditoren betrügt oder andere Schurkenstreiche verübt, fast immer straffrei aus? Sind nicht die Gewaltthaten, die er begeht, ja sogar Verbrechen und Mord, lauter Dinge, die man mit dem Mantel der christlichen Liebe zudeckt, und die vergessen sind, ehe ein halbes Jahr in's Land gegangen ist? . . . Wie verschieden von diesem Bild ist doch das Bild des Armen! Je mehr die Menschheit ihm zu verdanken hat, um so weniger Rechte stehen ihm zu. Alle Thüren sind ihm verschlossen, auch dann, wenn sein Recht sie ihm öffnen müßte. Sollen aber Nekruten gestellt oder Frohdienste geleistet werden, dann allerdings hat er immer den Vortritt. Er trägt nicht nur seine eigene Bürde, sondern auch die seines Nachbarn, der reich und mächtig genug ist, sich seiner Pflichten zu entziehen. . . . Ist er aber gar so unglücklich, ein ehrliches Herz, eine hübsche Tochter und zugleich einen mächtigen Nachbarn zu haben: dann ist er ganz und gar verloren!“

Das also war die vornehme Gesellschaft, in die Rousseau hineinkam, und die ihm sofort ihre Kreise öffnete. Das Treiben mußte auf ihn, der von außen kam, einen eigenthümlichen Eindruck machen. Wenn das das letzte Ziel der Zivilisation war: dann hatte sie ja nur zu Hohlheit und Verderbniß geführt. Und die seine Empfindlichkeit seiner nervösen Natur fühlte sich vom Leben zurückgestoßen. Er kam zu der Ansicht, daß der Mensch um so mehr Glück empfinden werde, je mehr er sich in sich selbst zurückzöge, je mehr er alle Wege in sein Inneres verstopfte und sich ganz der Gesellschaft entfremdete. Weil er sieht, daß die Zivilisation entartet ist, verführt ihn seine starke Phantasie dazu, die Zivilisation überhaupt zu verdammen. Seine Gedanken fliehen in die Zeiten zurück, die vor aller Geschichte lagen, in die Zeit, in der die Menschen im Schooße der Natur nur dem Augenblick lebten; und mit glühenden Farben malt er ein untergegangenes Glück, das man zurückerobern muß, wenn man der Menschheit wieder Gesundheit und Kraft zuführen will. (Schluß folgt.)



Der Bruder des einzigen Sohnes.

Von Nemirov-Dauschenko. Aus dem Russischen von Th. Wolffohn.

(Fortsetzung.)

In dieser Zeit wurde ich nahezu stumpfsinnig. Wovon ich lebte und was ich that? Ich kann es mir selber nicht erklären und beantwortete. Ein Tag verging nach dem anderen . . .

Wie schrecklich sah ich doch aus! Mein Gesicht schwoll auf, wurde ganz gelb, ich sah sehr leidend aus und war so schwach, daß ich mich zu jeder Arbeit unfähig fühlte. Kaum konnte ich noch mein Schnapsgläschen halten, ohne es auszuschütten; ohne Branntwein ging es nicht. Nur diese geistigen Getränke erhielten mich am Leben. Stets, wenn ich bei Bewußtsein war, fühlte ich, wie tief ich gesunken war. Aber merkwürdig, je tiefer ich sank, um so mehr befestigte sich in mir der Gedanke, daß ich mich schrecklich an meinem Bruder rächen werde. Mir war es, als ob sich der Tag meiner Rache nahte. Doch da ich bis dahin nicht schlafen konnte, so blieb mir nur übrig, mich wie ein Thier zu betrinken, um nicht zu sehen, was mit mir vorging, wie ich immer tiefer und tiefer sank. Ohne Hoffnung auf Rache, war es mir unmöglich zu leben; der Verstand gab sie mir nicht. So trank ich Branntwein und fühlte mich unglücklich, wenn ich ihn nicht hatte.

Gefühle! Konnte ich denn noch welche haben, da mein Verstand vom vielen Trinken gelitten hatte?

Jetzt fange ich wieder an, klar zu denken, da ich eingeschlossen bin und keine Gelegenheit mehr habe, Branntwein zu trinken; aber ich fühle mich viel elender.

Die Erregung, in der ich diese Zeilen schreibe, wird bald vorübergehen, und dann werde ich ganz erstarren. Nein, dort in jenem Wirthshause war ich doch noch ein Mensch. Ich haßte das Elend und wollte es rächen . . . Hier bin ich . . . Aber wozu soll ich von meiner Erzählung abschweifen? Von diesem Schriftstück wird ja Eure Meinung abhängen, ob ich normal bin oder nicht . . .

Lasset mich, ich will weder Eure herrlichen Zimmer noch meine Heilung haben. Lasset mich in's Wirthshaus! Kälte und Hunger will ich gern ertragen, aber frei, frei, ganz frei will ich sein! . . .

Doch die Erregung ließ mich wieder von meiner Erzählung abschweifen, nun will ich fortfahren: Nach ungefähr einem Monat führte das Schicksal den letzten Schlag gegen mich, von dem ich mich nie wieder erholen sollte. Der Gehalt und höhere Zweck meines Lebens war mir dadurch unwiederbringlich verloren.

Mein Bruder starb! Einige Tage vor seinem Tode traf ich den ihn behandelnden Arzt. Er sagte, auf seine Genesung wäre nicht zu hoffen. Aber ich wollte mir diese Hoffnung nicht rauben lassen. Sollte ich denn nicht erst meine Leiden an ihm rächen können? Wozu hätte ich denn gelebt?

Mein Bruder hatte kein langes Krankenlager. Selbst in dieser Hinsicht begünstigte ihn das Schicksal. Die letzten Wochen seines Krankseins lag er ohne Besinnung. Er phantasierte weder von einem Bruder, den er in's Unglück gestürzt hatte, und der durch ihn zum Trunkenbold herabgesunken war, noch von der armen Emilie, die er auf die Bahn der Schande und des Glends gerissen hatte.

Sein Vater stand an seinem Sterbelager und erklärte Jedem, daß sein Sohn sich wie ein Engel in eine bessere Welt begeben hätte.

Für ihn war ja schon diese Welt ein Paradies, sollte jene noch besser für ihn sein?

Selbstverständlich ging ich nicht hin zu ihm.

Erstens würde man den heruntergekommenen Trunkenbold nicht vorgelassen haben, zweitens wollte ich selbst nicht hingehen, da ich mich fürchtete, ein Spiegel könnte mir dort eine zerlumpte, heruntergekommene Gestalt zeigen und mir tödliches Grauen vor mir selber einjagen.

Wie es kam, weiß ich nicht, aber Abends zog es mich zu ihrer Wohnung. Sie lag Parterre; die Vorhänge waren an den Fenstern heruntergelassen. Nur ein Fenster stand offen. Ich sah hinein. Eine große Wachskerze beleuchtete das Zimmer. Die

Flamme brannte emporsteigend in einem langen Lichtstrome. Die Kerze ließ die Ecken eines weißen Sarges erkennen. Am Rande desselben lag ein Kranz von Rosen, die wie mein Bruder dahinstarben. Selbst im Tode hatte er es gut. O, mit welcher Wonne würde ich mich in diesen Sarg legen, um dort, befreit von allen irdischen Qualen, auf ewig zu schlafen! Aber würde es wohl Jemand gestatten, daß sich ein betrunkenener, schmutziger Mann auf solch kostbares Lager lege!

Durch das Fenster konnte ich erkennen, daß im Zimmer viele Menschen, alle mit traurigen, feierlichen Gesichtern umhergingen. Wenn ich sterben würde? Dann hätte es ganz dasselbe Gefühl erregt, als wenn ein Sturm zertreten wird. Niemand würde meiner gedenken und Niemand über meinem Sarge weinen . . .

Ob mich mein Vater am nächsten Tage, als man meinen Bruder zur Kirche trug, bemerkte, weiß ich nicht. Doch ich glaube es. Denn er zitterte und wandte sein Gesicht nach meiner Seite. Es ist aber auch möglich, daß ich mich irre. Möchte ich mich ja selbst nicht mehr erkennen in diesem abscheulichen Geschöpfe, das zitternd in Lumpen gehüllt, die sogar diesen Namen nicht verdienten, an die Wand gelehnt stand. Doch ohne diesen im Sarge liegenden Menschen wäre ich ja nicht so tief gesunken! . . . Mit welcher häßlicher Neugierde schaute ich diesen Sarg an! Ich wollte hinterher gehen, doch ich mußte mich an die Wand lehnen, da ich vom vielen Branntweintrinken wante. In diesem Augenblicke kam mir der Gedanke: Mein Gott, Du gingst ja nur an Deiner Rache zu Grunde, nur deshalb, weil Du Dich rächen wolltest. Sonst konnte ich ja in eine andere Stadt fahren, wo ich nicht bekannt war und hätte dort sicher Arbeit gefunden. So aber blieb ich nur in unserer, um meinen Bruder nicht aus den Augen zu verlieren. Ich sah den Abgrund vor mir und stürzte mich mit festem Willen hinein. Absichtlich tödtete ich alles Menschliche in mir, damit mein besseres Ich, wenn der Augenblick meiner Rache gekommen wäre, nichts gegen ein Verbrechen einwenden sollte. Damit meine Hand nicht zittere beim Stoße, den ich gegen seine Brust führen wollte. Und jetzt! Anstatt meiner Gemüthung sah ich, wie er es nach dem Tode noch viel schöner hatte; wie liebevolle Freunde langsamen Schrittes ihn im Sarge zur Kirche trugen. Jetzt erkannte mich mein Vater ungeachtet der großen Entfernung, da sein Gesicht mir zugewandt war.

Was er wohl bei meinem Anblicke empfand? Erwachte etwas im Gewissen des alten Sünders? Dachte er darüber nach, wie das Schicksal selbst die Strafe für mich übernommen hatte? Ich glaube schwerlich, daß er solche Gedanken hegte. Im Gegentheil, etwas Anderes wird ihn veranlaßt haben, sich umzusehen. Bei meinem Anblicke wird er gedacht haben: Hier — dieser lebt — wem ist denn sein Dasein lieb und theuer? Während der Andere da — meine ganze Hoffnung, mein Liebling, mein „Alles“ mit gefalteten Händen in seinem hölzernen Sarge liegt . . .

Wofür haßte mich denn mein Vater? Dafür vielleicht, daß ich seine Sünde war? Oder deshalb, weil er vereint mit meiner Mutter sich schon vor meiner Geburt Miße gegeben hatte, mich zu tödten? Zu ihrer Verzweiflung gelang es ihnen nicht. In einem Findelhause konnten sie mich nicht aufziehen lassen — zu viel Personen wußten um meine Abkunft . . .

Erfüllt von unbestimmten Gefühlen ging ich in's Wirthshaus. Ich wußte nicht, was ich jetzt anfangen und wovon ich leben sollte. Ein Mensch, der in einen Abgrund gefallen ist und im Fallen einen Ast erfährt, an den er sich anklammert, wird ungefähr dasselbe empfinden, wie ich — oben blauer Himmel, unten Finsterniß und Steingeröll. Wozu hält er den Ast und wie lange wird er ihn halten können? Sicher keine Ewigkeit! An seiner Stelle

würde ich den Ast loslassen und meine Glieder da unten an dem Felsengestein, das aussieht wie die Zähne eines riesigen Ungeheuers, zerschmettern.

Als ich das Wirthshaus betrat, sprachen meine Genossen von meinem Bruder. Sie interessirten sich dafür, ob morgen Geld ausgetheilt würde. Einer von der Gesellschaft erzählte, daß mein Vater noch heute Abend nach der Seelenmesse das Geld selbst vertheilen werde. Anfangs schenkte ich der Unterhaltung kein Gehör. Meine Freunde, welche wußten, wie sehr ich meinen Bruder haßte, fürchteten mir vorzuschlagen, mit ihnen zu gehen . . .

Mein Vater wird also selbst Geld austheilen. Haha! Ich fühlte sofort, daß er es nicht ohne Gründe that. Er wird ja ein großes Aufsehen erregen, ein öffentliches Schauspiel geben, in welchem er eine edle Rolle spielt . . .

Nachher wird man im städtischen Blatte von einem „tiefbetriebten“ Vater lesen, der sich demuthsvoll dem Schicksal unterworfen, und Gott weiß noch wovon. Bei diesem Gedanken wurde es mir besonnen zu Muth wegen meiner Nachtlosigkeit, solche Niederträchtigkeit zu bekämpfen. Kämpfen mit meinem Vater? Das kann ich nicht; aber — ihm das Schauspiel verderben? Das kann und will ich! Das bekennende Gefühl wechselte mit Jubel. Ein paar Minuten wurde ich so fröhlich, wie ich schon lange nicht gewesen.

Selbstverständlich gehe ich mit meinen Freunden zu ihm! In eine Reihe stelle ich mich mit ihnen und warte, bis meines Vaters Hand die meinige berührt. Ich thue es . . . Wird er mir — er, der mich in's Verderben stürzte, mir mein Geld genommen — einen Groschen geben? Ich thu's, gewiß, ich thu's . . . „Was hast Du vor, Paul, Du bist ja ganz verwandelt?“ fragten meine Kameraden. „Ja . . . heute will ich Euch ein Schauspiel geben! Und was für eins — das werdet Ihr selbst sehen!“

Ich verrieth ihnen nichts von meinen Absichten, da ich fürchtete, sie würden mir hinderlich sein. Mein Herz klopfte vor Aufregung in Erwartung dieses Augenblickes. Nein, ich werde meinen Blick nicht vor dir senken! Sehen will ich, was Du empfindest, was Du fühlen wirst, wenn meine von der Trunkenheit zitternde Hand sich ausstrecken wird, um ein Almosen von Dir zu fordern. Darnach wird mir das Leben leicht werden. Alsdann will ich meinewegen sterben.

Als es dunkel wurde, gingen wir Alle zu seiner Wohnung hin. — „Willst Du denn mitgehen?“ fragte man mich.

„Nein, ich will, ich will bloß sehen — es ist ja doch mein Bruder . . .“

„Das thust Du recht.“

Wir kamen gerade, als mein Vater anfing, das Geld auszutheilen. Ich schaffte mir mit einer solchen Wuth und Berwegenheit freie Bahn durch die Menge, als ob von den paar Kopelen, die ich von meinem Vater bekommen würde, mein ganzes Leben abhinge. Die umstehenden Bettler nahm ich und warf sie zur Seite. Deutlich hörte man meine Stimme, die heiser und drohend klang, aus dem Bettlerchore heraus. Durch das Gedränge wurde ich wie eine Welle zu meinem Vater hingeworfen und stand, sinnlos wüthend, obgleich ich nichts getrunken hatte, vor ihm: Angesicht zu Angesicht —

Er schrat zusammen . . . Ganz bleich, schloß er seine Augen.

Ich glaube, daß meine scharfen, entzündeten Augen ihn durchbohrten. Doch in diesem Augenblicke kehrte mir die Besinnung wieder, ich erinnerte mich, wozu ich hergekommen war, und sagte in übertrieben bittendem Tone: „Mein Herr, geben Sie einem Bedürftigen etwas . . .“

Der Geldbeutel entfiel den Händen meines Vaters. Klingend fiel das Geld auf die steinernen Stufen. Die Bettler stürzten darüber her, um es zu sammeln. Jeder wollte nun am meisten haben.

Wir blieben allein.

Er hob die Hände, als ob er sich vor mir schütten wollte. Dann fing er an zu weinen, und Thränen rollten über sein greisenhaftes Gesicht. Endlich blickte er auf mich und sagte mit einer Stimme, die ich als die seinige nicht wiedererkannte:

„Paul, wir haben viel an Dir gesündigt, viel Schuld daran, daß Du so unglücklich geworden bist. Wir werden nie gut machen können, was wir Dir gethan haben, und dennoch bitte ich, verzeihe, wenn Du kannst!“

Aber ich antwortete, selbst nichts verstehend und mechanisch nur an den Zweck meines Herkommens denkend: „Warum? Warum benachteiligen Sie mich und geben mir kein Almosen? Geben Sie mir doch etwas, bin ich denn nicht ebenso bedürftig, nicht ebenso bedauernswert wie die Anderen?“

Meinem Vater kostete es offenbar eine große Anstrengung, als er sagte: „Deinem Bruder wird das Gewissen leichter werden, wenn Du von ihm Abschied nimmst. Komm zur Kirche und gib ihm einen Kuß . . . Der Tod verfährt Alle, komm und verzeihe Deinem Bruder!“

Er nahm mich an der Hand und zog mich mit sich fort. Ich war wie willenlos und ging.

Merkwürdig, wie sich jede Kleinigkeit jenes den-

würdigen Tages fest in mein Gedächtniß einprägte! Und die Aerzte behaupten, ich wäre verrückt! Denken denn die Verrückten auch, können sie sich denn auch erinnern, wie ich mich erinnere? Beim Schreiben dieser Zeilen überlege ich, ob auch Alles genau so in der Wirklichkeit war. Genau wie damals sehe ich die Kirche vor mir. Nur wenige Leute sind anwesend. Diese aber verschwimmen in der Dunkelheit mit den schwarzen Säulen, deren Ende man nicht sehen kann, und so scheint es, als ob sie den Himmel erreichen, der jeden Augenblick anfangen will, über diese unglückliche Welt heiße Thränen zu vergießen.

Vor dem Heiligenbild schimmert unsicher ein Lämpchen. Kaum sieht man die vergoldeten Priesterornate glänzen. Die dunklen Gestalten der Heiligenbilder sehen mich scharf an; Lichter brennen nur vor dem Bilde der heiligen Jungfrau. Sie allein glänzt im mystischen Halbdunkel durch die goldene Einfassung füllender Rubinen und Perlen . . . Ringsum herrscht tiefe Stille. Selten hört man da und dort einen Seufzer, doch wer ihn ausstößt, ist nicht zu erkennen. Die Leute, die an den Säulen entlang gehen, scheinen Gespenster zu sein. Sie kommen im Halbdunkel und verschwinden wieder in ihm, gleich einem Menschen, der geboren und ge-

storben ist, und doch weiß man nicht, wozu er sein schweres Dasein durchlebt hat. Ich sah mich um und bemühte mich hartnäckig, den Sarg, der mitten in der Kirche stand, nicht zu sehen. Dort an jenem Fenster hatte ich stets als Kind, getrennt von den Meinigen, gestanden. Traurig, außer Fassung, lehnte ich mich an die kalte Wand; noch jetzt klingt das „Lehne Dich nicht an, Knabe, und sei artig!“ in meine Ohren. Doch jetzt faßt eine fremde Hand meinen Arm und führt mich zurück zur Gegenwart. Eine zitternde Stimme flüstert mir in's Ohr: „Verzühne Dich mit ihm, verzeihe! Er sieht jetzt vor dem ewigen Richter, der Rechenschaft für die Dir zugethanen Uebel fordert wird.“

Unwillkürlich blickte ich jetzt nach dem Sarge hin. Weiß schimmerte er durch die Dunkelheit der Kirche. Der ihn bedeckende Profat leuchtete in goldgelbem Glanze. Feierlich ruhig brannten neben ihm Wachskerzen, ein unsicheres Licht auf das Gesicht des Dahingekleideten werfend. Da — da liegt es nun, das von mir so unendlich gehäzte Gesicht!

Merkwürdig. Ein lebender Mensch wird nie so liegen. Der Kopf ist unnatürlich gehoben, der Hals wie gebrochen, die Brust mit den auf ihr gekreuzt liegenden Händen eingefallen. (Schluß folgt.)

Feuilleton.

Insul-Idyll.*

(Amrum.)

Verstinken wird dies Eiland einst im Meere;
Wo jetzt des Dörfchens traute Dächer ragen,
Da werden grüne Wogenberge jagen
Und krächzend flattern scheue Mövenheere.

Wohin ich spähend auch die Blicke kehre,
Seh' ich die Fluth am Wall der Dünen nagen.
„Vergänglichkeit!“ so tönt des Windes
Klagen; —

Zu gut nur kennst du, Herz, die frühe Lehre.

Doch jubelnd singt die Lerche hoch in Lüften,
Und freundlich schickt vom Friedhofswall
die Rose
In's Fenster eine Fülle mir von Düften.

Am Brunnen saß Lars Knudsen, der Matrose,
Sein blondes Liebchen lachend um die Hüften —
O stille Welt, o glücklich-ahnungslose!

Reinhold Fuchs.

Sturmfluth. Einen solchen Tag hatten die Bewohner des kleinen holländischen Stranddorfes noch nicht erlebt. Seit Tagen schon hatte ein starker Wind von der See her geweht und große Wassermassen gegen das Land geführt, und nun — es war die Zeit des Vollmonds — war Springfluth eingetreten. Der Wind wuchs von Stunde zu Stunde und wurde zum Sturm, die Fluth nahte und ließ das Meer höher und höher anschwellen. Jetzt hat sie fast den oberen Rand der Düne, hinter der die kleinen Häuser liegen, erreicht — nur noch wenig mehr, und das Wasser wird brausend über die winkligen Gassen in die Häuser strömen. Die Gefahr ist dringend. Da gelst warnend der Ruf der Sturmglöck von der nahen Kirche. Die Leute wissen jetzt, daß keine Zeit mehr zu verlieren ist. Hastig raffen sie ein paar Haßelgabeln zusammen und eilen in Sturm und Wetter hinaus, um über die Düne in den Schutz der festen Kirche zu gelangen. Ein schauriges Bild. Sonst ist die Düne der Ort, wo die Leute an schönen Sonntagen lustwandeln; draunten liegt das weite Meer spiegelblank im Sonnen- glanze, von der anderen Seite winkt das freundliche Roth der Ziegelhäuser herüber. Heute ist der Tag fast zur

Nacht geworden. Ein undurchdringliches düstere Grau ist der ganze Himmel, hier und da spielen fahle Lichter über die Dächer. Klatschend und prasselnd schlägt der Regen hernieder, und von dem Meer her tönt das dumpfe Brüllen der sturmgepeitschten Wogen. In immer schwereren Gängen, immer höher wälzen sie sich heran, das ganze Feld ein einziges Schaummeer. Und in dieser wild erregten Natur die eingemummelten Gestalten der Menschen. Die Einen kämpfen gegen den Wind an, und drängen zu dem schützenden Ort hin; zwei Frauen haben die Rettung, wie es scheint, schon aufgegeben, im Schutze eines kleinen Baumes sitzen sie ergeben in ihr Schicksal da, zwei andere ganz im Vordergrund suchen einen anderen Zufluchtsort, den sie mit dem Winde besser erreichen können . . . Hans von Bartels, der dieses Bild gemalt, ist ein Münchener Künstler, der wie viele, namentlich ältere deutsche Maler, lange Zeit in Holland gewesen ist und auch von der malerischen Art der Holländer viel übernommen hat. Sein Bild „Sturmfluth“ befindet sich jetzt in der Berliner Nationalgalerie. —

Photographie und Kunstwerk. Unter den Beweisgründen, die gegen den Naturalismus immer in's Feld geführt werden, spielt die größte Rolle dieser: Naturalismus als „Nachahmung der Natur“ werde durch die Photographie überflüssig gemacht; besonders wenn erst einmal eine vollkommene farbige Photographie entdeckt sein wird — davon sind wir noch weit entfernt — würde die Platte des Photographen tausendmal exakter die Natur wiedergeben, als es der ausdauerndste Fleiß des Malers vermöchte. Das Letztere ist richtig. Es ist einfach eine Unmöglichkeit, naturalistisch in dem Sinne zu sein, daß jede Einzelheit der Natur genau wiedergegeben wird. Auch die englischen Maler, die gegen Ende der vierziger Jahre diese Forderung wenigstens auf ihr Programm geschrieben hatten, die „Präraphaeliten“, haben ihren Grundsatz „Genaueste Nachahmung der Natur!“ nicht zu verwirklichen vermocht; er war auch lediglich das Resultat eines allzueifrigen Protestes gegen „schön“färbende Maniertheit. Von Anfang an hatte der Naturalismus praktisch ein anderes Ziel: er wollte den Eindruck, den das Auge von der Natur empfing, künstlerisch gestalten. Zwischen diesem Eindruck und seine künstlerische Verwerthung schiebt sich also die feilsche Thätigkeit des Künstlers selbst, die nie mit derselben Treue wie eine mechanische Reproduktion zu arbeiten vermag, sondern immer die von der Außenwelt empfangenen Bilder in einer ihrer besonderen Veranlagung entsprechenden Weise verarbeitet. Aus der verwirrenden Fülle von Einzelheiten, die der Seele des Künstlers durch die Reizhaft des Auges übermittelt werden, heben sich die heraus, die in ihm besonders starke Empfindungen loslösen. Es ist aber schon oft betont, daß jeder Farbe, jeder Linie ein eigenartiger Reiz, eine bestimmte Ausdrucksgehalt zukommt, und daß diese die Grundlage des ästhetischen Empfindens abgeben. In jeder menschlichen Seele läßt sich bei all den Verschiedenheiten und auch Widersprüchen in den einzelnen Bethätigungen doch eine Grundrichtung, eine bestimmte Veranlagung, eine Eigenart, die Dinge aufzufassen, erkennen, wie viel mehr noch in der des Künstlers, des am stärksten individuell ausgeprägten Menschen! Bei diesem wird, wenn er nur treu dem eigenen Empfinden folgt und es möglichst klar herauszuarbeiten sucht, immer in seinen Werken dieselbe

Grundauffassung durchleuchten, an welchem Stoff sie sich auch offenbaren mag. Jeder wird aus der sich ihm darbietenden Welt das für sich nehmen, was ihm am meisten Anregung bietet, und dies wird am unmittelbarsten in den Elementen des künstlerischen Schaffens, beim Maler in seinen Farben und Linien, zum Ausdruck kommen. Da schwebt der Eine in den kraftvollen, leuchtenden, gelben Farben der Mittagssonne auf reinen Feldern, der Andere liebt die sanften, blauen, verschleierte Töne der Nacht, und wir nehmen dies als Offenbarungen ihrer seelischen Grundstimmung. Gerade das ist das Kennzeichen des Kunstwerks, daß die Elemente der Natur zusammengefaßt sind zu einer einheitlichen Wirkung auf die Seele. Bei dem naturalistischen Künstler wird dieses Haus wirklich den Eindruck eines Hauses machen und jener Baum im Bilde aussehen wie ein Baum in der Natur; aber wie diese Dinge ausgewählt sind, die Wirkung der Luft, die sie umspielt, des Sonnenlichts, das über sie ausgegossen ist, läßt sie zusammenhängen zu einem harmonischen Eindruck, der je nach der Wesenart des Künstlers etwa der einer leisen Melancholie oder einer sonnigen Heiterkeit sein kann. Und diese Stimmung ist es auch, die das Kunstwerk stets von der Photographie, auch der vollkommensten, abheben wird, bei der die mechanische Platte unterchiedslos Alles aufnimmt, was sich ihr bietet. Man versucht heute freilich die Photographie in derselben Richtung zu entwickeln. Während der Veruysphotograph in der Regel nur auf technische Vollendung, d. h. auf möglichst scharfe Wiedergabe seines Objektes hinarbeitet, haben die Liebhaber, die sich der Sache angenommen haben, ein anderes Ziel, die Photographie dem künstlerischen Schaffen zu nähern. Es kommt ihnen nicht mehr darauf an, zu erreichen, daß der Hintergrund womöglich ebenso scharf herauskommt wie der Vordergrund, sondern sie suchen abzusinken, dem Eindruck der Natur entsprechend; sie arbeiten auch auf der Platte nach, hellen hier auf, verbunkeln dort usw. Die Leistungen, die Einzelne dabei erzielt haben, sind überraschend; aber man darf nicht vergessen, daß, je vollkommener die Wirkung werden soll, umso mehr das rein Mechanische, also das Charakteristikum der Photographie aufhört und eine seelische Thätigkeit einsetzt, die der des künstlerischen Schaffens verwandt ist. —

Patriotismus. Ein Sprüchwort der Togo-Neger lautet: Ein Kind, das nie andere Länder gesehen hat, spricht: „Nur meine Mutter versteht gut zu kochen.“

Es kommt nicht darauf an, daß die Freunde zusammen kommen, sondern darauf, daß sie zusammen stimmen. Goethe.

Aberglaube und Dummheit der Masse nannte Justus Möser die Hörner der Masse, mit denen sie stößt, an denen sie aber auch gepackt werden kann. —

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Beuthstraße 2, zu richten.

* Aus: „Strandgut“. Hera, Karl Vauß.